Leseprobe

Laura Vogt
Das Jahr des Kalks

Dörlemann Verlag, Zürich 2026
ISBN 978-3-03820-186-1

S. 7-26



© 2026 Dörlemann Verlag

Spuren von Wasser, von Regen, gemischt mit den Spuren von Fortpflanzung: Ein gelblicher Pollenfilm, eingetrocknet als Tropfenmuster, klebt an der Fensterscheibe vor mir, der Scheibe vor meinem Schreibtisch.

Es sind die Spuren eines Versuchs fortzubestehen, eines Versuchs zu bleiben.

Es sind Spuren von Sinnlosigkeit: Die Pollen an meinem Fenster haben nichts bestäubt, sie trüben stattdessen meine Sicht seit Monaten.

Von hier aus sehe ich es nicht, aber ich weiß genau, dass es da ist: An derselben Straße wie das Haus, in dem sich mein Schreibatelier befindet, stehen fünf weitere Wohnhäuser, und unmittelbar danach beginnt das Kantonsspital. Ich weiß nicht, wo er liegt, in welchem der zahlreichen Gebäude, in welchem Zimmer mit welcher Nummer, aber ich weiß, dass Per dort liegt, seit gestern.

Und draußen grünt und wächst es, noch immer, trotz der sengenden Augustsonne, während ich hier drinnen sitze, neben dem drei Meter hohen Ficus, in meiner selbstgewählten Isolation. Ich sitze in diesem Vakuum und etwas kriecht mir die Wirbelsäule hoch und runter – diese Trauer.

Auch der Ficus wächst wieder. Winzige Blättchen trieben in letzter Zeit an einigen der Zweige aus, nachdem im Winter und im Frühling ein Großteil der Blätter gelb geworden und aufs Parkett gefallen war. Der Baum stirbt,

hatte ich gedacht, so wie Per, langsam und unaufhaltsam; zuerst die Blätter, dann die Äste, dann der Stamm und am Ende die Wurzeln. Geht so Sterben, für einen Ficus? Geht es nicht umgekehrt – alles von der Wurzel aus?

Den Baum hatte ich erst Anfang Winter hierhergeholt, hatte ihn mit Hilfe einer Sackkarre durch die halbe Stadt gezogen, weil er nicht bleiben konnte, wo er war – im Behandlungszimmer meiner Therapeutin. Er sei zu hoch und ausladend für den Raum, in den sie bald umziehe, hatte diese schon nach einer meiner ersten Stunden gesagt, als ich erwähnte, wie sehr mir der Ficus gefalle. »Wollen Sie ihn haben?«, fragte sie.

In meinem Atelier gibt es nur ein Fenster, dafür ein großes. Ein dreckiges. Durch das Tropfenmuster sehe ich runter zur Straße, zur Street-Workout-Anlage. Zwei junge Männer trainieren oben ohne, ziehen sich an Stangen auf unterschiedliche Höhen hoch, lassen sich wieder nach unten gleiten, ziehen sich hoch, bringen ihre Muskeln zum Vibrieren. Sie trotzen der Schwerkraft im Ansatz, indem sie ihre Körper stärken. Sie trotzen jeglicher Schwäche. Einer möglichen Krankheit. Der Vergänglichkeit.

Ein lauter Piepton dringt bis zu mir; Positionswechsel. Hinter der Street-Workout-Anlage befindet sich das Beachvolleyballfeld, noch weiter hinten die Hauptstraße, die zur Autobahn führt. Und rechts davon das Kantonsspital, wo Per liegt.

Per ist krank, und Per ist mein Onkel. Mein Pate. Per hat dieselbe Stimme wie mein Vater. Aber im Gegensatz zu Vater besuchte Per mich an meinem elften Geburts-

tag, und auch am zwölften, dreizehnten und vierzehnten, und kurz nach meinem fünfzehnten Geburtstag reisten wir gemeinsam für ein paar Tage nach London.

Per beherbergte mich an den Wochenenden auf einer Matratze neben seinem Bett in der Zweizimmerwohnung, kraulte mir vor dem Schlafengehen den Rücken – und ich ihm.

Per und ich wanderten, hoch oben in den Bergen, nachdem mein Vater mit uns, mit seinem gesamten früheren Leben, längst gebrochen hatte, nachdem er bereits weit weg war.

Mit Per stand ich auf dem Gipfel, dreitausend Meter über Meer; gemeinsam blickten wir in die Weite.

Vor einem Jahr hat er die Diagnose erhalten. Er hat ein Jahr der Chemotherapie hinter sich, ein Jahr des Rückzugs, des Haderns. Eins der wachsenden Weichheit auch.

Gestern ist er sechzig Jahre alt geworden. Aber Alter spielt keine Rolle mehr. Was zählt, sind die Tage, die er noch zu leben hat, und vielleicht sind es Wochen. Per wünscht sich, es wären Jahre.

»Ich würde so gerne bleiben«, hat er mir bei unserem vorletzten Treffen gesagt. Er saß auf dem Sofa in der Wohnung, in der er mit seiner Frau Ingrid lebt, mit einem offenen Ausdruck im Gesicht, wie er ihn mir nur selten zeigt. Meine Tränen tropften dunkle Punkte auf mein Shirt, aber ein Teil hielt sich auch zurück, sammelte sich in meinem Hals, gefror dort langsam. Ich suchte nochmals Pers Blick, vergeblich. Er hatte sich gefasst und putzte sich die Nase, und ich fügte gepresst zwei Wörter hinzu: »Ich weiß.«

Jetzt weiß ich kaum mehr, als dass Per dort irgendwo liegt, in einem der Gebäude des Kantonsspitals, auf einem der Stockwerke, in einem der Zimmer, während in meinem Hals noch immer etwas steckt, etwas Hartes, das mich schwer atmen lässt. Ingrid fuhr ihn gestern Abend in die Notaufnahme, nachdem er keinen einzigen Bissen seines Geburtstagskuchens zu sich genommen hatte, so wie in den letzten Tagen auch sonst nichts. Seine Schmerzen seien schlimmer geworden, hat Ingrid meiner Mutter geschrieben und meine Mutter mir und meinen Geschwistern.

Bereits vor einer Woche, bei unserem letzten Treffen, hatte ich bemerkt, dass Per matter geworden war. Keine Tränen, nichts Offenes in seinem Blick. Es würde nicht mehr lange dauern. Und als ich wie immer im Bus zurück in die Stadt saß, wurde mir klar, wie schnell es möglicherweise auf einmal gehen würde. Dass ich ihn unbedingt noch einmal sehen wollte, um Abschied zu nehmen. Von »einem der letzten Stammhalter unserer Linie«, wie er sich selbst manchmal nannte, halb ironisch.

Ich will Abschied nehmen. Anders als bei meinem Vater, der uns verließ und doch noch da war, physisch. Als Lehrer ging er im Zimmer direkt neben dem meiner Klasse ein und aus, ging jahrelang an mir vorüber, ohne mich zu beachten.

Darf ich dich bald wieder besuchen?, schrieb ich Per zwei Tage nach dem letzten Treffen. Er antwortete kurz darauf, dass er oft an mich denke, allerdings zu schwach sei. *Können wir deinen Besuch vertagen? Ich melde mich wieder bei dir.*

Gestern Morgen erwiderte er meine Geburtstagsgrüße mit einem Dankeschön, dazu ein paar Worte darüber, wie sehr er die Linde am Dorfrand vermisse, zu der er in den letzten Monaten täglich spaziert war.

Und ich sitze hier, mit klammen Gliedern, während der Wind vor dem Haus die hohe Linde zaust. Darunter werden Körper trainiert, als wäre das eine Garantie dafür, nicht ebenfalls irgendwann einfach zu verschwinden.

Was bleibt?

Ich notiere diesen einen Satz ganz oben auf eine leere Seite in mein Notizheft, lege den Bleistift zwischen die Blätter, schließe das Heft, stütze meine Ellbogen auf der Tischplatte ab und schüttle meine Hände aus. Ich schüttle, bis ich merke, dass die Handgelenke geschmeidiger werden, die Finger sich entspannen. Dann öffne ich den Laptop.

Wie stirbt ein Ficus?

Die Suchmaschine spuckt vierhunderttausend Ergebnisse aus. Nirgendwo lese ich auf die Schnelle, wie der Sterbeprozess bei einem Ficus genau vor sich geht, ich lese nur, was die Ursachen des Sterbens sein könnten. Unter ›Das sagt der Pflanzenarzt‹ steht: »Ficus braucht im Gegensatz zu einigen anderen Zimmerpflanzen eine extra Portion Kalzium. Denn das erhöht die Blatthaltekraft. Wenn der Ficus nicht ausreichend mit Kalzium versorgt ist und darüber hinaus auch noch sein Standort verändert wird, verliert er umgehend seine Blätter.«

»Ficus« hatte fünfundzwanzig Jahre lang im Behandlungszimmer meiner Therapeutin gestanden. Sie hatte ihn nie umgetopft, nie gestutzt, hatte ihm wöchentlich ein Glas Wasser gegeben. Im neuen Behandlungszimmer, halb so groß wie das alte, suchte ich sie unregelmäßig auf. Die Arbeit an meinem dritten Roman war fast beendet, ich wollte eigentlich durchatmen, aber Pers Krankheit hatte etwas in mir durcheinandergebracht. Bei meiner letzten Sitzung vor drei Wochen erwähnte ich die morgendliche Starre meiner Glieder und meiner Gedanken, die in letzter Zeit zugenommen hatte, und die ich bestens kannte von damals, von früher, nachdem mein Vater gegangen war.

»Was hat Ihnen bisher in diesen Situationen geholfen?«, fragte die Therapeutin.

»Das Schreiben«, antwortete ich. »Aber mit dem aktuellen Text bin ich bald fertig. Ich brauche was Neues. Eine neue Idee, um mich nicht zu verlieren.«

»Das ist nachvollziehbar«, erwiderte die Therapeutin. »Aber setzen Sie sich nicht unter Druck. Nehmen Sie sich Zeit. Gönnen Sie sich Pausen, während Sie dem nachgehen, was Ihr Interesse weckt. Und wenn Sie wollen, können wir nächstes Mal einen Therapieansatz besprechen, den ich in Ihrem Fall für vielversprechend halte.«

Hier, in meinem Atelier, reicht der Ficus bis knapp unter die Decke. Obwohl so viele Blätter fehlen, hat er etwas Wildes in seiner Form: Eine Hälfte – jener Teil, der im Behandlungszimmer Richtung Fenster gestanden hatte – ist ausladender und um einiges höher als der Teil, der in Richtung des lichtarmen Rauminneren wächst.

»Ficus« gehört zur Familie der Maulbeergewächse, zu einer äußerst vielfältigen Familie also. Als subtropischer und tropischer Waldrand- und Lichtungsbaum – *Ficus benjamina* mit vollem Namen – braucht er Wärme und Feuchtigkeit.

Calcium gab ich ihm bisher keins, sondern lediglich ein wenig Leitungswasser, jeweils wenn ich von den Besuchen bei Per zu Hause zurückkehrte. Ich setzte mich vor den Baum und betrachtete unruhig die gelben Blätter, die schütteren Äste; ich überwand mich, so lange hinzuschauen, bis sich etwas in mir legte.

Eines Tages entdeckte ich die kaum sichtbaren spitzen Blattknospen, die zu wachsen begonnen hatten, und verstand, dass sich der Baum erholte.

Auf einmal hatte ich wieder Hoffnung für »Ficus«.

Calcium für Pflanzen –

Bilder diverser Produkte fächern sich auf dem Bildschirm vor mir auf; »Calcium Plus«, ein Flüssigdünger für schnelleres Wachstum und gegen Blütenendfäule und Stippe; »Calcium Kick« zur Regulierung des pH-Wertes in der Erde; und auch das Bild einer Tüte mit darauf abgebildetem englischem Rasen und Blumen, darunter die Aufschrift: »Kalk – Granuliert. Chaux – Granulée. Calce – Granulata.« Ich scrolle nach unten, lese, dass das Produkt die Bodenversauerung korrigiere, die Wurzelbildung und damit das vitale Wachstum der Pflanzen fördere, zudem die biologische Aktivität im Boden erhöhe.

Auch »Calcium Shot« wird mir von der Suchmaschine angeboten. Überrascht klicke ich darauf. Das Produkt ist nicht für Pflanzen gedacht, sondern für Menschen: vegetarische Sticks zur Direkteinnahme, mit Kalzium, Magnesium, Zink, Vitamin D3 und Vitamin C. Versprochen werden starke Knochen, kräftige Muskeln und robuste Nerven – gesüßt mit Xylit, das in der Birke natürlich vorkommt.

Womit kann man einen Menschen versorgen, wie ihn am Leben erhalten? Mit Nahrung und Medizin. Mit »Calcium Shots«, vielleicht. Was braucht Per?

Ich beuge mich zu »Ficus«, grabe meinen Finger in die Erde: weich, feucht. Und warm, wie mein Bett am Morgen, in dem mir meine Tochter gegenüberlag. Ihr dreieinhalb-

jähriger Körper war verborgen unter der Decke, nur ihr Kopf schaute hervor, die Fransen standen ab. Sie blickte mir neugierig in die Augen und fragte: »Hast du mich lieb?«

»Ja«, antwortete ich, »unbeschreiblich lieb hab ich dich.«

Sie zog ihren rechten Arm unter der Decke hervor, legte vorsichtig die Hand auf mein Gesicht und streichelte meine Wangen. Ich streichelte sie ebenfalls: ihre helle Stirn, die Nase mit den Sommersprossen; ihren unversehrten Körper. Ihren lebendigen Körper.

Später ging sie singend durch den Flur, die Hände erhoben, die Kraft in den Fingern. Diese ganz eigene Weise, wie sie sich bewegt, jeden Zentimeter ihres Körpers belebt, so leidenschaftlich, dass ich ihr immer wieder staunend zuschaue.

Meine Tochter gehört nach der biologischen Systematik zur Familie der Menschenaffen, wie auch ihr großer Bruder, wie ich, wie Per. Wie mein Vater. Wir gehören demnach ebenfalls zu einer äußerst vielfältigen Familie.

Diese unverwechselbare Art, wie Per sich bewegt. Sein bestimmter, schneller Gang, die handgestrickte Mütze auf seinem Kopf, die oberhalb der Ohren endet. Er hat nie etwas Schweifendes an sich gehabt, hat die Dinge immer direkt fixiert: klar, unverblümt. (Ich schreibe also: *Er hat gehabt*.)

Ich wische meinen erdigen Finger an der Hose ab und öffne das Fenster. Alle noch da: die Leute bei der Street-Workout-Anlage und die auf dem Volleyballfeld.

Der Ball wird aufgeschlagen; Abnahme, Pass, Schlag; Abnahme, Pass, Schlag.

Lebendiger Körper. Per mir gegenüber, vor wenigen Wochen, auf dem Sofa in seinem Wohnzimmer, sein Haar weiß, die Wangen rötlich. Er erzählt von der Chemotherapie am Vortag, davon, wie müde ihn das alles mache. Dass er Hoffnung habe. Und ich ertappe mich dabei, wie ich mehr in ihm sehe als das, was tatsächlich in diesem Moment von ihm sichtbar ist. Ich sehe ihn. Aber auch meinen Großvater mit dem runden Gesicht erkenne ich in ihm, und meinen Vater mit der Adlernase; und auf einmal möchte ich sehen, was das ist – das Leben in Per. Ich möchte sehen, was das ist, das Leben überhaupt. Und ich sehe, wie Per seine Lippen bewegt, wie er spricht, aber ganz kurz sehe ich auch, wie er liegt, die Nase markanter noch, der Unterkiefer etwas eingesunken, die Haut bereits wächsern, und ich denke, so wird er bald liegen, sein Körper, der sich nicht mehr bewegt, der fürs Erste bleibt.

Und es schaudert mich, dass ich das denke, wenn auch nur für den Bruchteil einer Sekunde, während er dasitzt, die eine Hand unter dem Kopf, die andere auf dem Bauch, der ihn schmerzt. »Liest sich gut«, sagt er über den Kriminalroman, der vor ihm auf dem Tischchen liegt, »ein richtiger Schmöker.« Dann greift er ein paar Kürbiskerne aus der Schale neben dem Buch, schiebt sie sich in den Mund und richtet sich etwas auf. Es ist derselbe Körper, der einmal einem Kind gehörte, drei Jahre alt, das im Bett seiner Mutter lag. Der Körper, der einmal jugendlich war. Der Geige spielte. Der Bob fuhr. Per, der wanderte,

stunden- und tagelang, auch mit seinem Bruder, mit Klas, meinem Vater.

Ich weiß, wenn ich gehe, dann streckt Per seinen Kopf aus dem Fenster und winkt mir nach, ruft Adieu, ruft es noch einmal, winkt weiter, und ich rufe auch, biege um die Ecke, gehe die Hauptstraße entlang zur Haltestelle, und der Bus hat vier Minuten Verspätung.

Tief einatmen, ausatmen. Zwei Packungen »Calcium Kick« in den Warenkorb legen. Auf Bestellen klicken. Hätte ich die Wirkung von Calcium gekannt, hätte ich »Ficus« früher geholfen. Auch eine Packung »Calcium Shot« bestelle ich. Für wen; für mich?

Ich versuche, gerade sitzen zu bleiben. Die Haltung mache viel aus, hatte die Therapeutin mal gesagt. Mich sticht es im Kreuz, schmerzt es in den Schultern, drückt es im Hals. Ich stehe auf, lege die Hände auf der Tischplatte ab und strecke meinen Rücken durch. Per noch immer da. Vor mir. So nah, als müsste ich nur die Hand ausstrecken und könnte ihn berühren. Aber er verändert sich, die Nase wächst, auch die Haare; die Augen nun dunkel, als gäbe es keinen Unterschied zwischen Iris und Pupillen, nichts auszumachen zwischen weiß und schwarz, so starrt er mich an, »Vater«.

Ich richte mich auf. Der Schmerz zuckt blitzartig durch meinen Körper, strahlt vom Kopf bis in die Füße; da ist etwas Grelles, das sich langsam auflöst. Ich stehe in meinem Atelier. Draußen ist es Tag. Und hier drinnen gerät die Zeit durcheinander.

Calcium oder Kalzium? –
Beides ist richtig. Sagt auch der Duden, lese ich.

Und: Calcium ist ein Mineralstoff, ein Metall; das fünfthäufigste Element der Erde. In seiner reinen Form findet man es nur im Labor, dort zeigt es eine silbrig glänzende Farbe. In der Natur geht Calcium hingegen sofort Verbindungen ein mit anderen chemischen Elementen, wird so sehr häufig zu Calciumcarbonat, $CaCO_3$: zu Kalkstein, Marmor, Kreide.

Zu Kalk verarbeitet ist Kalkstein im Alltag des Menschen seit Langem allgegenwärtig. Bereits in den ältesten Siedlungen wurde Kalkstein gebrannt und mit Wasser abgelöscht, um ihn zur Herstellung von Mörtel zu verwenden, und als Tünche.

Antike Völker, die im Gebiet des heutigen Jordan lebten, stellten Putze aus Kalk und fein zerkleinertem Kalkstein her, um Wände, Böden und Kochstellen in ihren Häusern haltbar zu machen und zu dekorieren.

Die alten Ägypter färbten ihre Haut mit Kalk, gerbten ihre Felle mit Kalk und erbauten die Cheops-Pyramide aus Kalksteinblöcken. Das Kernmauerwerk der Pyramide bestand und besteht aus nummulitischem Kalkstein, während die Verkleidung aus feinerem, weißem Tura-Kalkstein gefertigt wurde, der im Mittelalter aufgrund seiner großen Beliebtheit fast vollständig abgetragen wurde, um ihn an anderer Stelle wieder zu verwenden.

Die Kelten düngten ihre Felder mit Kalk.

In der Antike galt Kalk als Heilmittel.

Kalkfarben wurden in griechischen und römischen Fresken verwendet.

Der Kalk, der zur Befestigung der Chinesischen Mauer eingesetzt wurde, stabilisiert den Boden noch heute.

Kalk ist eines der besten Bindemittel, das wussten auch die Römer. Sie etablierten ihn als Baustoff auf fast industriellem Niveau. Bauten unzählige Kalköfen. Werteten den gebrannten Kalk mit Vulkanerde auf. Verbreiteten die Technik im ganzen römischen Reich. Führten den Beruf des Kalkbrenners ein, des *magister calcariarum.*

Ich stehe vom Schreibtisch auf, gehe durchs Atelier in den breiten Wohnungsflur. Hier haben meine Kinder am Wochenende noch im Pyjama Ball gespielt. Jetzt ist die Kleine wohl längst in der Spielgruppe, der Große in der Schule, während ihr Vater zu Hause arbeitet, in unserer Art von Familien-WG auf dem Land.

Die Tür zu Tomasz' Zimmer ist angelehnt, in der Küche steht seine leere Müslischale, noch immer jene Schale, aus der er vor seiner Abreise in den Kurzurlaub gegessen hat, daneben der Zettel: *Bis bald. Viele Küsse!*

Ich fülle den Espressokocher mit Leitungswasser, löffle gemahlenen Kaffee in den Filter und stelle den Kocher auf den Herd. Das immerwährende Autorauschen ist auch hier zu hören, und ein Knarzen auf der Treppe, das lauter wird. Es klingelt. Ich gehe zurück in den Flur und öffne die Wohnungstür. Der Nachbar steht vor mir, gebeugt von den fast neunzig Jahren, die er auf dem Buckel hat.

»Können Sie mir beim Tragen helfen?«, fragt er, viel zu

laut, und deutet auf die Treppe hinter sich. Wahrscheinlich trägt er seine Hörgeräte nicht.

Schon eile ich die Treppe hinunter, hole die sparsam befüllte Einkaufstasche im Hauseingang. Auf dem Rückweg fällt mein Blick auf die Topfpflanzen auf dem Fensterbrett im Flur, jene Pflanzen, die der Nachbar pflegt. Allesamt sind sie grün und gesund, mit fleischigen, glänzenden Blättern. Eine trägt sogar Blüten.

»Ich wollte Sie nicht stören!«, ruft mir der Nachbar bereits entgegen.

»Geben Sie den Pflanzen eigentlich Calcium?«, frage ich laut.

»Was?«

»Ob Sie die Pflanzen mit Kalk düngen«, versuche ich es nochmals und zeige auf die Töpfe. Er winkt forsch ab. »Meine Asche über sie!«

»Bitte?«

Er blickt schelmisch und klopft mit der Faust auf sein Knie. »Die hier, meine Knochen. Die kommen als Kalk bald unter die Erde. Die Blumenerde!«

»Wie meinen Sie das?«, frage ich.

»Wiederverwertung. Und jetzt mal hoch mit meinem Dosenfutter!«

Er wendet sich bereits ab und geht die Treppe weiter rauf.

»Scheiß-Knie«, sagt er, als er auf seinem Stockwerk, dem über unserem, angelangt ist. »Heute ist es wieder schlimm!«

Er nimmt die Tasche in Empfang, bedankt sich und verschwindet in seiner Wohnung.

Zurück in der Küche blubbert der Kaffee längst in der Kanne. Ich ziehe sie vom Herd. Wie dunkel es hier drinnen ist.

Nicht an Per denken. An seinen Körper, wie er bald liegt, in einem Sarg. Per, der eingeäschert werden möchte.

Vielleicht sollte ich meinen Badeanzug anziehen, im Bademantel runter, ins Jugendstilbad. Dort meine Bahnen ziehen, in Bewegung kommen, meine Wirbelsäule geschmeidig machen, während die Musik der Aquafit-Gruppe durch den Raum scheppert. Aber ich kann nirgends hin, möchte niemanden mehr sehen, auch nicht meine Beine, meine Haut. Jetzt kommt es hoch, das alte Zittern, wusste ich doch, dass es wiederkommt; es versucht, meinen Körper von innen heraus in Beschlag zu nehmen, presst mir das letzte bisschen Luft aus der Lunge.

Die Uhr fokussieren. Den Sekundenzeiger, der tickt. Wie in Zeitlupe wähle ich die Nummer meiner Therapeutin. Die Abstände zwischen den Klingelzeichen sind ungewohnt lang, der Atem kommt zurück. Die Combox meldet sich. Ich lege auf und tippe der Therapeutin eine E-Mail, bitte sie um einen Termin, »möglichst bald«.

Mich auf die Hände konzentrieren: Tasse aus dem Schrank, Löffel aus der Schublade, Kaffee in die Tasse. Etwas Zucker unterrühren. Kühlschrank auf, nach der Hafermilch greifen.

Als ich etwas davon in die Tasse gieße, bleibt mein Blick an einem Schriftzug auf der Packung hängen, den ich schon x-mal gelesen haben muss, aber nie wirklich wahrnahm: »Calciumquelle. Werde Teil der pflanzlichen Revolution!«

Ich fülle die Kaffeetasse bis unter den Rand.

Zurück am Schreibtisch zeigt der Bildschirmschoner gerade ein Foto meiner Kinder. Die beiden sitzen eng umschlungen auf einer Bank am Bergsee und blicken lachend an der Kamera vorbei, als würden sie weiter hinten etwas Lustiges sehen; ihre Wangen glänzen von Wurst und Halloumi.

Hoffentlich fühlen sie es. Hoffentlich nistet sie sich irgendwo ein in ihren Zellen, die Ahnung, dass wir sie so gut versorgen, wie es geht, ihr Vater und ich, auch wenn wir in keiner romantischen Liebesbeziehung mehr leben. Wir trocknen ihre Tränen, wechseln ihre Bettwäsche, schütteln die Decken aus. Wir bauen im Wohnzimmer Höhlen für sie, finden Verstecke für sie, und ich würde ihnen auch Räume zimmern, ganze Häuser und Paläste, wenn ich könnte; Orte, an denen Milch aus Brunnen strömt, die sie zuverlässig mit Calcium versorgt.

Das Bild wechselt. Nun bin ich selbst zu sehen, zusammen mit einer Freundin. Wir sitzen an einem Tisch und prosten mit Aperol Spritz in die Kamera.

Abschied nehmen –

Trauerarbeit verlaufe in Phasen, lese ich. Sie dauert Monate, manchmal Jahre. Auf das Nicht-wahrhaben-Wollen folgt die Zeit der aufbrechenden Emotionen: Wut, Zorn, Schmerz, Schuld.

Mit dem Finger fahre ich auf dem Touchpad in die rechte obere Ecke, der Bildschirm wird dunkel. Er spiegelt mein Gesicht: Die Mundwinkel zeigen nach unten, die Falte zwischen den Augenbrauen ist markant, eine Haarsträhne hat sich aus der Klammer gelöst und fällt unentschieden über mein Ohr.

Werde ich mich mit meinem Schmerz auseinandergesetzt haben, bevor die Farbe auf meinem Kopf verschwunden ist, nach und nach, Haar um Haar? Oder werden mir meine Kinder dieselbe Trauer ansehen, die bei Per manchmal aufblitzt, aber vor allem Teil von meinem Vater wurde, in den Jahren, in denen ich heranwuchs und sein Haar langsam ergraute?

Manchmal hat er uns diese Trauer offen gezeigt.

Wenn er uns von den Wochenenden bei ihm zurück zu Mutter brachte und im Auto mit erstickter Stimme sagte, wie schön wir es hätten, in der alten Wohnung, der Familienwohnung. Dass er uns jetzt schon vermisse.

Oder wenn er gegen Ende von *Der mit dem Wolf tanzt* still zu weinen begann, als Leutnant John Dunbar

den Sioux-Stamm, bei dem er seine neue Heimat, seine Wahlfamilie gefunden hat, im Schritttempo reitend für immer verlässt, während »Wind in seinem Haar« auf seinem Pferd auf einem verschneiten Felsvorsprung erscheint und ihm zum Abschied zuruft: »Siehst du, dass ich dein Freund bin? Siehst du, dass du immer mein Freund sein wirst?«

Vater hat mit der Zeit immer öfter versucht, die Trauer zu kaschieren. Eines Tages war sein Haar plötzlich schwarz, sein Gesichtsausdruck verschlossen.

Damals kannte er sie schon, seine spätere Frau, die ihm sagte, er solle auch seinen Bart rasieren, weil dieser sein wahres Ich verdecke, und die ihm riet, sich nur noch schwarz zu kleiden. Sich loszusagen von seinen drei Kindern, von seinem alten »Ich«.

Ich sehe meine Tochter. Wie sie mich am Morgen umarmte und nicht mehr losließ. Sie weinte, als ich sagte, ich müsse gehen, ob sie mir noch aus dem Fenster zuwinken wolle? Sie ließ sich darauf ein, wie immer. Öffnete mit Hilfe ihres Vaters beide Fensterflügel weit und winkte mir zum Abschied. Etwas zog sich in mir zusammen, als ich mich mit dem Fahrrad von ihr wegbewegte, Schuld und Scham würgten mich.

Dabei würde ich nie auf dieselbe Weise verschwinden wie Klas damals.

Ich würde auch meine Haare nie schwarz färben wie er. Wenn, dann hellrot, mit Kalk. Wie die Römerinnen in der Antike würde ich eine Paste aus Bleioxid und Löschkalk mischen und in die Haare schmieren, um so aus dem Schwefel, dem Eiweiß im Haar und dem zugesetzten Blei

lokal Nanokristalle herzustellen und damit die weißen Stellen zu verwandeln.

Und wenn mir Per seine Zimmernummer und eine Uhrzeit nennen würde, zu der ich ihn noch einmal sehen könnte, dann würde ich mich still an sein Bett setzen. Abschied nehmen. Sein weißes Haar betrachten und kurz die Hand auf die raue Haut an seinen Wangen legen, dort, wo er täglich mit einem Pinsel Schaum aufträgt und sich mit einem silbernen Messer rasiert, mit den sorgfältigen Bewegungen eines Menschen, der das schon immer so gemacht hat.

Ich hebe den Kopf. Mein Blick wandert an der Einbahnstraße direkt vor dem Atelier entlang Richtung Kantonsspital, an der Street-Workout-Anlage, den parkenden Autos und Hinweisschildern vorbei.

Aber ich komme nicht weit; da ist kein Weg.

Ich schließe die Augen. Warte. Sehe einen römischen Kalkofen vor mir. Steine, kreisrund angeordnet, zu einem Bogengewölbe gemauert. Nur dieser oberste Teil des Ofens ist sichtbar – der größere Teil reicht weit unter die Erde.